

<b>Zeitschrift:</b>	Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica
<b>Herausgeber:</b>	Schweizerische Vereinigung für Altertumswissenschaft
<b>Band:</b>	45 (1988)
<b>Heft:</b>	2
<b>Artikel:</b>	Eine neugefundene griechische Liebeslelie
<b>Autor:</b>	Parsons, Peter J.
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-35141">https://doi.org/10.5169/seals-35141</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# MUSEUM HELVETICUM

Vol. 45 1988 Fasc. 2

## Eine neugefundene griechische Liebesleiege

Von Peter J. Parsons, Oxford

Gegenstand der Beschäftigung des Papyrologen ist das Kleine, sind armelige Fetzchen, denen wir immer wieder interessante neue Tatsachen entlocken zu können hoffen oder doch wenigstens interessante neue Zweifel. Die Kleinigkeit, die ich Ihnen heute vorlegen möchte, kommt aus der antiken Stadt Oxyrhynchos. Dort fanden die Archäologen eine Reihe von Schutthaufen, und darin die Papyri bis zu sechs Metern hoch aufgehäuft. Die Ernte von zehn Jahren Ausgrabungen waren fünfzigtausend Stück Papyrus. Davon bleibt immer noch ein Berg von Fragmenten zu bearbeiten. Unser Bruchstück soll demnächst, im 54. Band der Oxyrhynchus-Papyri<sup>1</sup>, veröffentlicht werden; es wird hier mit der Erlaubnis der Egypt Exploration Society, London, zur Diskussion gestellt.

col. i

]c ζβεccεδεεονπυρ  
] . . [ ] . φροτοκοις  
] . γ . . οναμφιπυκαссас  
] . . . ντριποδα  
5 ] . . . ονηνυποсηκων  
] . μενοсстомати  
] . . ριօցουτιναχρηнмօ.  
] . α . ουπαύθεос  
] παραιποсιұңқуакинұон  
10 ] ωνικε . ηριάδοс  
] тү . . оиоt . . ε . αν

col. ii

. δεκιұдаирωνοсдрυμοχορου[  
μυстicисунβакхαιωνіа[  
ηχηсевпатағоуپроспoда[  
15 ιнδωιскұлонөрвотоeұңқa. [  
πaидиcунoрxηctηнұрcоve[  
νaимηнaлкμηнηсkратeрoс[  
ηдeлeонteиhнaсpoтeнaиpе. [  
ηuкoмoуuрhтиkoсuлaкaтeтj. [  
20 aұлoнeрwтaлaбwнpoсdе. [  
πaнтaдaиhеicxwpoнmaлeлe[  
ρuсaсuчaлeпaвuнuмoнe[  
ψuчhпrоctiнaмuнoнeчwка. [

Unsere Kleinigkeit war schon von Anfang an klein. Der literarische Text steht auf der Rück- oder Versoseite, die Schrift verläuft also quer zu den Fasern.

\* Leicht gekürzter Text eines Vortrages, gehalten am 5.12.1985 an der Universität Bern. Der Verfasser möchte denen (besonders Herrn Arnd Kerkhecker, Tübingen), die seinen ersten deutschen Entwurf gründlich verbessert und verdeutlicht haben, herzlich danken.

<sup>1</sup> Soeben erschienen in: The Oxyrhynchus Papyri, vol. LIV (1988), edd. P. Parsons and J.-M. Bremer, Nr. 3725, S. 58–64.

Er ist links und rechts beschädigt, aber oben und unten vollständig, und besteht aus zwei Kolumnen. Wieviel fehlt, lässt sich nicht bestimmen. Nur, weil die letzte Zeile ein Hexameter ist und das Gedicht aus Distichen besteht, vermissen wir mindestens eine dritte Kolumne. Es war also eine Buchrolle, und sie ist, was die Höhe betrifft, in Originalgrösse erhalten. Aber diese Höhe beträgt weniger als 8 cm: Es war also sozusagen ein Taschenbüchlein. Wir kennen zwar aus der frühen Kaiserzeit andere kleine Buchrollen mit griechischer Dichtung, z. B. den Herondas des British Museum. Das scheint damals modern gewesen zu sein. Aber diese anderen sind doch grösser: mindestens 12 cm hoch. Im Vergleich zu ihnen erscheint unsere Rolle fast als winzig. Soweit ich sehe, kennen wir nur zwei Rollen, die noch kleiner sind. Die eine, in Berlin, ist von Schubart und Wilamowitz veröffentlicht worden (BKT V 1, 75): Sie berechnen die Originalhöhe auf 4–5 cm und sagen, etwas puritanisch, weil die Rolle erotische Epigramme enthält: «Wir lernen ein Format kennen, geeignet für ein Poesiebuch, das eine elegante Dame rasch in dem Busen verbergen konnte.» Die andere, noch winzigere, enthält eine Konjugationstafel des Verbs  $\lambda\epsilon\pi\tau\epsilon\iota\tau$  von einer sehr unbeholfenen Hand und mit vielen orthographischen Fehlern abgeschrieben, so etwas wie das Büchlein «*Tutti i verbi greci*», das bei den englischen Studenten sehr beliebt ist. Ob das etwa in dem Busen eines nicht so ganz vorbereiteten Schülers versteckt werden sollte, können wir nur vermuten. Das Format unseres Papyrus ist jedenfalls ungewöhnlich. Soweit für die Antike der Unterschied zwischen Buchhandelsexemplaren und privaten Abschriften klar zu bestimmen ist (und da kann man nicht zu weit gehen, denn wir finden mancherlei Zwischenstufen), gehören alle diese Rollen der zweiten Gruppe an. Dazu kommt, dass unser Text auf der Versoseite steht. Auf der Rektoseite finden sich Reste einer Rechnung mit Geldsummen in Drachmen: die letzten Zeilen von zwei Kolumnen und darunter ein Rand von 4,5 cm. Unser Kopist nahm, wie es scheint, die Rechnung, die von ziemlich grossem Format gewesen sein muss, schnitt den untersten Teil ab und schrieb auf die leere Rückseite dieses Streifens seinen Text. Also nicht eine Buchhandlung, sondern «Do it Yourself».

Dazu stimmt auch die Schrift. Es ist keine Schönschrift, sondern eine halb-kursive, schnell und nachlässig geschrieben. Meistens trennt der Schreiber die Buchstaben voneinander ab, befleissigt sich also einer literarischen Manier. Er verrät sich aber mit den Ligaturen, die z. B. Epsilon mit Iota oder Epsilon mit Rho verbinden, auch mit Buchstabenformen wie der des Beta, das sowohl in kursiver Gestalt, oben deckellos, wie in normaler vorkommt. Abgesehen vom Trema setzt er keine Interpunktionszeichen und keine Lesezeichen. Seine Orthographie zeigt zwei Eigentümlichkeiten: Z. 1  $\zeta\beta\epsilon\sigma\sigma\epsilon$  statt  $\sigma\beta\epsilon\sigma\sigma\epsilon$ , 9  $\vartheta\eta\kappa'$  (mit Kappa) statt  $\vartheta\eta\chi'$  (mit Chi), die ich keiner Freiheit der Dichtersprache zuschreiben könnte, sondern nur der damaligen Aussprache. Unser Schreiber war kein Professioneller.

Dieser Schreiber schrieb in dilettantischer Schrift auf gebrauchtem Papyrus im 2. Jahrhundert n. Chr. (das Datum ist aus der Schrift zu erschliessen) in

einer Kleinstadt der römischen Provinz Ägypten einen Text, der ohne Schwierigkeit als ein Gedicht in elegischen Distichen zu identifizieren ist.

Kommen wir jetzt zum Text. Erhalten ist eine ununterbrochene Folge von 23 Versen, aber alle Verse sind verstümmelt. Wir brauchen einen Ausgangspunkt, und den finden wir in Z. 17 *vai μήν*. Diese Partikelverbindung bedeutet dasselbe wie *καὶ μήν* ‘ja wahrlich’, das sehr oft in einer Steigerung oder bei einem Übergang einen neuen Gedanken einführt. Aber *vai* klingt anspruchsvoller als *καί*; *vai μήν* kommt nur in der Dichtung vor, und zwar, wenn man von einem Fragment des Empedokles (76, 2 DK) absieht, wo die Herausgeber Xylanders Verbesserung *καί* annehmen, nur bei hellenistischen und kaiserzeitlichen Dichtern. *Nai μήν* begegnet schon bei Theokrit, *vai μήν καί* dann bei Arat. Katalogdichter fanden beides sehr bequem: Nikandros hat *vai μήν* neunmal, *vai μήν καί* fünfmal; Oppian der Kynegetiker bevorzugt *vai μήν*, Oppian der Halieutiker *vai μήν καί*. Ähnlich findet sich *vai μήν* im Autorenverzeichnis des Meleagros, aber auch in gewöhnlichen kurzen Epigrammen, nämlich bei Damagetus und bei Diogenes Laertios.

Damit wird etwas Neues eingeführt. Es geht um Herakles. Zu lesen ist *Ἀλκμήνης*. Zu *κρατερός* fehlt ein Substantiv, das natürlich ‘Sohn’ bedeuten muss; also *Ἀλκμήνης κρατερὸς γόνος* oder *πάις*. Im nächsten Vers steht ein Nebensatz, eingeleitet mit *ώς*; auch hier fehlt ein Substantiv, zu *λεοντείην*; dafür ist nur am Zeilenende Platz. Man denkt sofort an *βίην* (Beta passt ziemlich gut zu der letzten Buchstabenspur). Dieselben Wörter an derselben Stelle im Vers hat der Epigrammdichter Marcus Argentarius (A.P. 9, 221, 2). Aus *ἡδέ* ist zu schliessen, dass ein anderer Nebensatz vorangeht, mit einer anderen Gewaltsleistung des Herakles, beispielsweise: *vai μήν Ἀλκμήνης κρατερὸς [γόνος, ώς ἔλε κάπρον], ήδὲ λεοντείην ώς ποτ’ ἐναιρε βίην*, «Ja sogar der mächtige Sohn des Alkmene, als er den Eber einfing und des Löwen Gewalt umbrachte ...».

Soweit heroische Taten. Aber Z. 19 Hylas und 20 *ἔρωτα* leiten etwas anderes ein. In solchem Zusammenhang kann die Ergänzung *κατετήκετο* als sicher gelten. Am Ende brauchen wir etwas, das die Genitive regiert, etwa *κάλλει*. «Herakles verzehrte sich nach der Schönheit des Hylas, des schönhaarigen Thrakers.» Die Geschichte kennt jedermann. Auffallend aber ist, dass Hylas hier Thraker heisst. Nach Apollonios Rhodios (1, 1213) war der Vater des Hylas ein Dryoper. Hygin sagt (14, 11), *Hylas ... ex Oechalia, alii aiunt ex Argis*. Die Dryoper wohnten um das Oetagebirge, wurden von Herakles vertrieben und siedelten nach der Peloponnes über. Das könnte die verschiedenen Versionen bei Hygin erklären. Aber auch der Oeta ist nicht in Thrakien. Es könnte sein, dass unser Dichter eine uns unbekannte Fassung des Mythos entdeckt hatte; es könnte aber auch sein, dass er in Beziehung auf die Landkarte Griechenlands ganz einfach ein Ignorant war.

Der Heros verliebt sich, *ἀνδλον ᔁρωτα λαβών* – das heisst, zu den zwölf Mühen kommt eine weitere, die Liebe. Die letzte Spur auf der Zeile 20 passt

sehr gut zu einem Kappa; wenn mit δεκ[ ein neues Wort beginnt, liegt die Ergänzung auf der Hand: Der Dichter baut seine Witze arithmetisch aus; Liebe ist die dreizehnte Mühe, ἄνδλον ἔρωτα λαβών πρὸς δεκ[άτῳ τρίτατον, oder so etwas.

Bekanntlich verlor der Heros den Geliebten. Hylas ertrank. Herakles suchte überall nach ihm, aber vergebens. Die Geschichte wird neben andern auch von Theokrit und Apollonius Rhodius erzählt. Bei Apollonius lesen wir (1, 1248f.) ἀμφὶ δὲ χῶρον / φοίτα κεκληγός, «H. irrt, stöhnend, um den Ort»; bei Theokrit (13, 65) πολὺν δ' ἐπελάμβανε χῶρον, «er durchreiste manchen Ort». χῶρον taucht noch einmal in unserem Text auf, Z. 21. Im allgemeinen ist das alles verständlich: Herakles, «überall (πάντα χῶρον) suchend, hofft sein Herz von argem Jammer zu befreien». In Z. 22 wäre so etwas wie θυμὸν ἔξον καμάτων zu ergänzen. In 21 vermissen wir ein Verbum, das sich vielleicht in ελε[ versteckt; als pis-aller hatte ich an ἐλε[ίσσετο, also ἐλίσσετο, gedacht, der Itazismus wäre in dieser Handschrift nicht ganz unwahrscheinlich, «Er bat jemanden (z. B. die Götter), ihm zu helfen». Aber mit δαψεῖς weiss ich nichts anzufangen. Zwei Möglichkeiten: (1) Delta ist δέ; oder (2) wir erlauben uns ein Asyndeton, und δαψεῖς ist ein Wort für sich. Aber sowohl ἀψεῖς als δαψεῖς sind, soweit ich sehe, unseren Handbüchern unbekannt. Man vermutet ein Partizip. Am nächsten läge δαεῖς ‘wissend’. Wenn das richtig ist, muss angenommen werden, dass entweder der Abschreiber sich eines Schreibfehlers oder der Dichter sich einer falschen analogischen Neubildung (nach der normalen Partizipialendung mit Theta) schuldig gemacht hat. Doch solche Annahmen sind immer gefährlich, zumal auch die Bedeutung nicht befriedigt; man erwartet nicht ‘wissend’ oder (falls das möglich ist) ‘erfahren’, sondern ‘durchsuchend’ oder dergleichen. Ich gebe es auf und bitte um Hilfe.

Manche Einzelheiten bleiben also unerklärt. In Umrissen jedoch erkennen wir eine kleine Erzählung: Herakles und Hylas. Auf die letzte Zeile, 23, kommen wir später zurück.

Wenn wir uns jetzt dem vorhergehenden Teil des Gedichtes zuwenden, so tauchen hier einige Eigennamen auf, die als Leitfäden dienen können. Der erste steht in Z. 9, wo 'Υακίνθου deutlich zu lesen ist. Auch hier eine Liebesgeschichte: Apollon verliebt sich in den schönen Hyakinthos; der Knabe aber wird vom Diskos des Gottes erschlagen. Aus seinem Blut spriesst die Hyakinthosblume auf. Kurz vorher, Z. 4, liest man τρίποδα; auch das könnte auf Apollon deuten. Nehmen wir also an, dass sich mindestens vier Distichen, Z. 3–10, mit Apollon befassen.

Was folgt darauf? Z. 11 Tmolos: der heilige Berg, Geburtsort (nach gewissen Quellen) des Zeus, Geburtsort oder Aufziehungsort des Dionysos, wo auch Apollon und Pan ihren musischen Agon veranstalteten. Z. 12 ein anderer Berg, Kithairon. Dann Z. 13 Βάκχαις, 16 θύρσον: Hier befinden wir uns gewiss in einer dionysischen Gesellschaft. Bakchantinnen tanzen auf Bergen. Z. 12 haben wir sowohl Berg als δρυμοχορού[. Wenn aber Z. 12 zur bakchantischen Tanz-

partie gehört, so auch der zugehörige Hexameter, Z. 11. Auf den Tmolos kann Dionysos so gut Anspruch erheben wie Apollon.

Das sind drei Distichen, in denen es um Bakchantisches geht – und auch, wie es nach Z. 15 scheint, um die Liebe. Wer liebt wen? Wenn Ἰνδῶι und παιδί sich auf dieselbe Person beziehen, könnte der Geliebte ein Knabe sein, gerade wie Hylas, und der Liebhaber könnte, gerade wie Herakles, ein Gott sein, also Dionysos. Wenn diese Annahme zutrifft, gewinnen wir einen Ausgangspunkt zur Herstellung der Verse. Wir brauchen dazu eine allgemeine Struktur, die bis auf weiteres aus der Herakleserzählung entliehen werden kann. Da steht Herakles als Subjekt. Es folgen seine berühmten Taten (Nebensatz), dann – dem Grausam-Heroischen gegenübergestellt – seine Liebe (Hauptsatz). Nehmen wir an, dasselbe Muster gelte für Dionysos. Die ersten zwei Distichen, 11–14, enthalten dann die wohlbekannten, sozusagen die berufsmässigen Geschäfte des Gottes; mit 15–16 kommen wir zum Hauptpunkt, seiner Liebe.

Im Umriss also: «Dionysos, der auf den Bergen mit seinen Bakchantinnen tanzt, verliebte sich in den indischen Knaben.» Was die Einzelheiten betrifft:

Z. 11 Es muss ein anderer Ortsname, wahrscheinlich ein Bergname, vorausgehen. Πέζαν bedeutet ‘Rand’: Es wird von der Küste gesagt, von einer Quelle, einem Wald, einem Sternbild. Hier könnten wir den Bergrand als das Vorgebirge verstehen. Aber das ist wohl zu wörtlich genommen. Bei Nonnos kommt πέζα sehr häufig vor, und zwar in der abgeschwächten Bedeutung ‘Landstrich, Strecke’, «mit Genitiv» (sagt das Nonnoslexikon) «manchmal nur periphrastisch». Die «Tmoloszone» ist einfach «der Tmolos».

Z. 12 ἡδέ leitet wahrscheinlich einen zweiten Akkusativ ein, πέζαν beigeordnet. Man denkt beispielsweise an σκοπιάς ‘die Höhen’; das Epitheton könnte ein Genitiv sein zu Κιθαιρωνος oder ein Akkusativ zu σκοπιάς, also δρυμοχόρου[ς]. Insgesamt: Dionysos beherrscht (oder dergleichen) «den Tmolosberg und die Höhen des Kithairon, wo im Walde getanzt wird». δρυμόχορος ist in den Lexika nicht zu finden. Unter den anderen Komposita auf -χορος gibt es keines, das als ersten Bestandteil den Ort des Tanzes nennt. Nicht nur neu, sondern auch unerwartet.

Z. 13 Das tut der Gott «mit den mystischen Bakchantinnen». Darauf folgt ωνια[. Das Trema über dem Iota bezeichnet gewöhnlich einen Wortanfang; in diesem Fall wäre ων ein Wort für sich, und wahrscheinlicher ὥν Relativum als ὥν Partizip. Das Versmass fordert, dass das Iota eine lange Silbe bildet, und Wörter, die mit ī- beginnen, sind nicht so zahlreich. Am besten würde man vielleicht dem verführerischen Reiz des Ergänzens widerstehen. Wenn man aber etwas wagen will, finde ich keine bessere Möglichkeit als das Verbum īα[χε, etwa īα[χεν εῦιος αὐδή, «mit den Bakchantinnen, deren Ruf ‘Euoi, euoi’ laut erscholl». Aber das Präteritum ist unangenehm, wo man ein Präsens erwartet.

Z. 14 εύπάταγος ist natürlich dasselbe wie εύκέλαδος. Aber das Wort ist neu, und wiederum unerwartet, denn andere Komposita auf -πάταγος gibt es keine. Im klassischen Griechisch bezeichnet πάταγος verschiedene Geräusche,

niemals aber das der menschlichen Stimme. Das könnte auch hier gelten. Der Dichter denkt an das Geräusch der bakchantischen Musik. Was den Satzbau betrifft, könnten wir – angenommen, dass in der vorigen Zeile ein Verb steht – am ehesten einen Genitivus absolutus vorschlagen: zum Beispiel *πρὸς πόδα[ς ἐρχομένης, ὥρνυμένης* «als der fröhliche Lärm dem Fusse (des Gottes, nämlich) folgte».

Z. 15 Prädikat ist wahrscheinlich ἔθηκ-. Wenn aber Dionysos Subjekt ist, brauchen wir ἔθηκε (mit Elision) oder ἔθήκατ[ο]. Nach dem Alpha kann kein Tau gelesen werden; also erhält ἔθηκ' den Vorzug. Objekt σκῦλον ἔρωτος, «Beute der Liebe». Jeder Liebhaber ist Krieger: Wir erkennen einen sehr gewöhnlichen Bildtypus. Manchmal erobert der Liebhaber, und die Geliebte wird seine Beute. Zuweilen siegt aber auch die Geliebte und plündert den Gefangenen. Das tun im wahrsten Sinne des Wortes die geldgierigen Maitressen von Properz und Ovid. Aber unsere Stelle erinnert mehr an frühkaiserzeitliche Epigramme (Secundus A.P. 16, 214; Philippus 16, 215), wo die siegreichen Eroten die Götter unterwerfen und als Beute den Thyrsos des Dionysos, den Bogen des Apollon, die Keule des Herakles usw. mitnehmen. Ähnlich an unserer Stelle: Dionysos bot als Liebesbeute συνορχηστὴν θύρσον, «den Thyrsus, den er beim Tanzen in der Hand hielt». Und an wen geht die Beute? Ἰνδῶι und παιδί sind beides Dative. Sie gehören vielleicht zusammen. Dagegen spricht aber, dass die Wörter so weit voneinander getrennt sind. Nehmen wir also an, dass jede Zeile gewissermassen selbstständig ist: In 15 wäre dann ein Name oder ein Substantiv zu Ἰνδῶι zu ergänzen, in 16 denkt man an ein Partizip, also ἐ[πισχόμενος, «einem Knaben (emphatisch) seinen Thyrsos übergebend». Aber wer war dieser Inder? Aus Ps.-Klemens (Hom. 5, 12, 2) und anderswoher kann ein ziemlich umfängliches Verzeichnis der Dionysosliebschaften zusammengestellt werden: Achilles, Adonis, Ampelos, Hermaphroditos, Hymenaios, Prosymnos, Staphylos. Von diesen treten drei in den Dionysiaka des Nonnos auf: Hymenaios und Staphylos beim Indischen Kriegszug, Ampelos vorher. Diese drei werden alle mit Hyakinthos verglichen. Unser bester Prätendent wäre an sich Ampelos: Dionysos liebte ihn, sagt Nonnos (10, 250ff.); er starb, und in des Toten Hand legte der Gott – gerade wie hier – einen Thyrsus (11, 238). Aber Ampelos war kein Inder und war auch niemals in Indien. Auch hier kommt eine unbekannte Mythenversion in Frage, oder eine dichterische Nachlässigkeit wie bei Hylas, dem Thraker. Jedenfalls haben wir noch eine kleine Liebesgeschichte kennengelernt: Dionysos und der Inder.

Wenden wir uns endlich dem am stärksten verstümmelten Teil des Gedichtes zu. Z. 4 τρίποδα, 9 Ὑακίνθου: Apollon und Hyakinthos. Also eine dritte Liebeserzählung? Und nach demselben Muster wie die anderen? Fangen wir mit Z. 3 an und vergessen wir unsere wissenschaftliche Behutsamkeit. «Apollon, der seinen Kopf mit Lorbeer bekränzt (ἀμφιπυκάσσας) und auf dem heiligen Dreifuss thront, der in seinem Heiligtum (σηκοί) mit unfehlbarem Mund sich verlauten lässt (φυεγγόμενος στόματι), gibt jetzt keine Prophezeiung mehr

(οὐτινα χρησμόν), weder über gutes noch über schlechtes Erleiden (κακοῦ πάθεος), sondern (Z. 9) legte den Lorbeer zu Füssen des Hyakinthos nieder, selbst den Zweig tragend, den sonst die Bittflehenden tragen.»

Hier steht nur Hyakinthos fest; in den Einzelheiten bleiben viele Ungewissheiten, zu deren Behandlung die Zeit hier nicht ausreicht. In Z. 7 ist das Versende entweder vom Schreiber falsch geschrieben oder von mir falsch gelesen. In Z. 10 sehe ich ἵκετηριάδος, also ein bisher unbekanntes, aber nicht unwahrscheinliches Femininum zu ἵκετήριος, und ich stelle mir vor, der Dichter hat noch einmal ein Paradox erstrebt – der Gott der Bittflehenden wird selbst zum Bittflehenden. Ob auch das erste Distichon hierher gehört, ist nicht auszumachen. «Er löschte sein Feuer», «Schaum erzeugend» oder «aus dem Schaum geboren». Apollon, als die Sonne, ist feurig, so auch Zeus, auch Hephaistos. Aber auch Liebe ist ein Feuer, und die Gottheit der Liebe aus dem Meer geboren. Ich sehe nicht, wieviel buchstäblich, wieviel bildlich zu nehmen ist.

Wagen wir es nun also, einen gegliederten und ergänzten Text vorzuschlagen:

	] ζβέccε δ' ἐὸν πῦρ	ἡδὲ Κινδαιρῶνος δρυμοχόρου[
	] ..[ ] ἀφροτόκοις	μύντιci cùn βάκχαιc ων ia[
	] .γ . . ον ἀμφιπυκάccac	ἡχῆc εύπατάγου πρὸc πόδα[
	] . . . ν τρίποδα	15 'Ινδῶi cκῦλον ἔρωτος ἐύηκa.[
5	] . . . ονην ὑπὸ cηκῶν	παιδὶ cυνορχηctὴn υύρcoν ε[
	] . μενοc cτόμαti	vai μὴn Ἀλκμήnηc κρατερὸc [
	] . . . ριὸn οὐτιναχρηnmo.	ἡδὲ λεοντείηn ὡc πoτ' ἔναιre β[ίηn
	] . α . οu πάθeoc	ἡύκόμou Θρήikoc "Yla κatetη.[
	] πaρai πoci υῆχ' 'Yakínθou	20 ἄνδlοn ἔρωta λabῶn πrὸc δeκ[
10	] ωn iκeτηriάdōc	πaνtα δaθeic χῶrōn μáλ' εle[
	] Tμώλoiό tē pέζan	ρύcaсuai χaлeпῶn υuмoн ε[
		ψuчή, πrὸc tίna μuнoн ἔxω ka.[

Fassen wir zusammen, was sich ohne Zweifel sagen lässt: Der Dichter hat mehrere mythologische Geschichten kurz erzählt und aneinander gereiht. Apollon und Hyakinthos, Dionysos und Ampelos, Herakles und Hylas. Was haben sie miteinander gemein? (1) Der Liebhaber ist ein Gott. (2) Der Geliebte ist ein Knabe. (3) Der Gott demütigt sich vor dem Sterblichen. Dazu kommt vielleicht – das gilt wenigstens für Hylas und Hyakinthos – (4) Der Knabe stirbt vorzeitig. Jetzt ist aber zu fragen: Wozu dienen diese Erzählungen? Prinzipiell könnte man zwei Möglichkeiten erwägen: Es handelt sich um Geschichten an und für sich, oder es handelt sich um Exempla-Geschichten, die auf irgendeine ‘Moral’ deuten. Im zweiten Fall kann auf mehrere Wendungen der ‘Moral’ verwiesen werden, zum Beispiel: (1) «Auch die Götter verlieben sich: warum nicht ich?» (das Motiv schon in der attischen Tragödie); (2) «Auch die Götter

verlieben sich in Knaben» (schon bei Theognis); (3) «Auch die Geliebten der Götter sterben vorzeitig»; (4) «Die Geliebten der Götter waren schön, schöner aber mein Geliebter» (so Meleagros, A.P. 12, 128) usw.

In dieser Flut von Möglichkeiten hätte die allerletzte Zeile (23) Rettung bringen können. Sie bietet gewiss etwas Neues: ein Verbum in der ersten Person. «O meine Seele» (oder «O meine Liebe»?), «wen spreche ich an?», oder «wen soll ich ansprechen?». Aber auch hier herrscht das Entweder-Oder. Stehen diese Wörter innerhalb der Erzählung, sagt Herakles: «Wen bitte ich um Hilfe?» Oder stehen sie ausserhalb, spricht der Erzähler selbst? Und dieser Erzähler: War er eine Schöpfung des Dichters oder der Dichter persönlich? Argumente gibt es, Beweise nicht. Bei der ersten Möglichkeit vermissen wir ein verbum loquendi. Bei der Annahme, es sei mit einer Rede fortgefahren worden, wäre diese Geschichte beträchtlich länger gewesen als die anderen. Bei der zweiten müssten wir vermuten, der Erzähler, der diese mythologischen Beispiele anführt, sei selbst keine mythologische Gestalt gewesen, also ein Mensch, sei es ein fingierter Erzähler, sei es der Dichter selbst. Jedenfalls wären die Erzählungen Exempla und dienten, wenn das aus der Frage des letzten Verses herauszulesen ist, dem Zweck, jemanden zu überreden: «Das sind die Geschichten», sagt er, «aber meine Liebe ist taub». Der genaue Zusammenhang ist noch undeutlich. Die Überredung könnte sowohl einem Mädchen – ‘Du bist zu schwierig; ich wende mich, nach göttlichem Vorbild, Knaben zu’ – wie einem Knaben gelten. Wie dem auch sei, bleibt als Wichtigstes: Eine Reihe mythologischer Exempla gipfelt in einer Ich-Aussage. Das aber erinnert mich nicht an irgendeinen griechischen Dichter, es erinnert mich an Properz.

So kommen wir zum Hauptpunkt. Aber zuerst ein paar Worte über unseren Dichter: Wer war er, und wann lebte er? Die Indizien sind allzu spärlich. Wortschatz: *vai μήν* nur hellenistisch und kaiserzeitlich bezeugt; *ἀφροτόκος* nur bei Nonnos; *εὐπάταγος* und *δρυμόχορος* neu und merkwürdig, das zweite anspruchsvoll. Metrik: genügend, aber nicht kallimacheisch (man beachte in Z. 1 Wortende nach dem vierten Longum); soweit ich sehe, keine besondere Berücksichtigung des Wortakzents. Motive: der indische Feldzug des Dionysos, die Beute der Liebe, tauchen erst in hellenistischer und römischer Zeit auf; das Wort *χῶρον* (21) und das Hylas-Exemplum könnte der Dichter nebeneinander im 13. Idyll des Theokrit gefunden haben. Stil: der Dichter erlaubt sich in platten, kurzatmigen Sätzen eine Art Witzelei (Apollon als *ικέτης*, die grösste Mühe des Herakles). Wie immer bleibt es fraglich, wieviel davon der Zeit, wieviel der Begabung des Dichters zuzuschreiben ist. Aber meines Erachtens spricht alles für Kaiserzeit. Aus derselben Zeit ist auch unsere Abschrift, eine dilettantische Abschrift, wie schon betont worden ist, dieser dilettantischen Verse. Es könnte sehr wohl sein, dass der Schreiber und der Dichter ein und derselbe sind, d.h. unser Papyrus enthielt dann ein Autograph. Das würde kaum erstaunen. Die Oxyrhynchitischen Schutthaufen wimmeln von kleinstädtischen Verseschmieden. Unser Dichterling nimmt damit eine Sonderstel-

lung ein, dass er nicht Hexameter schreibt wie die Menge, sondern Elegien, also nicht Homer nachahmt, sondern – wen? Ein Vorbild muss es ohne Zweifel gewesen sein; sagen wir auch, ein griechisches Vorbild (vor dem 4. nachchristlichen Jahrhundert war die lateinische Literatur in Ägypten sehr wenig bekannt; nicht gerade unbekannt, wie aus dem Katabasisgedicht von Bologna zu sehen ist, wo ein griechischer Dichter des 2. Jahrhunderts Vergil nachahmt – aber den meisten ganz fremd). Wir ahnen also im Hintergrund ein schatthaftes früheres Gedicht, griechisch, aber an Properz erinnernd.

Und damit stehen wir vor einem Problem, das noch immer zu den umstrittensten der Philologie gehört, d. h. vor der Frage des Ursprungs, oder besser der Ursprünge, der römischen Liebeselegie. Hier sind Sie natürlich viel sachverständiger als ich. Es sei mir nur erlaubt, gewisse Elemente des Problems kurz anzudeuten.

Properz behauptet ausdrücklich, ein Nachahmer des Philetas und des Kallimachos zu sein. Man glaubte ihm und schloss daraus, dass eine griechische, und zwar hellenistische Liebeselegie einmal existiert habe. Das wurde im 19. Jahrhundert allgemein angenommen. Dann brach der Aufstand los. Felix Jacoby verdankt die Philologie die Unterscheidung, die seither in der Forschung dominiert, zwischen subjektiver und objektiver Elegie, zwischen römischen Dichtern, die in der ersten Person von ihrer eigenen Liebe sprechen, und hellenistischen Dichtern, die – von kurzen Epigrammen abgesehen – in der dritten Person von mythologischen Liebschaften erzählen: Die römische Elegie wäre also nicht eine Nachahmung der griechischen Elegie, sondern eine Erweiterung des griechischen Epigramms; diese Neuerung hätte ein grosser Revolutionär, Cornelius Gallus, geschaffen.

Lassen wir die Gallusfrage beiseite. Bekanntlich haben andere für Catull die Ehre eines Vaters der Elegie beansprucht. Bis vor kurzem waren die Ansprüche des Gallus nicht zu widerlegen. Einem Nichts kann man allerlei zuschreiben. Jetzt haben wir zwar ein paar Verse, die der Jacobyschen These nicht widersprechen (wie neuestens Wilfried Stroh, *Poetica* 1983, behauptet hat), sie aber auch nicht bestätigen, weil sie (das ist die Tücke des Zufalls) selbst aus Epigrammen kommen. Damit wird aber der allgemeine Streit um das Vorbild eher durch neue Argumente als durch neue Beweistexte weitergeführt. Was, sagt man, sind die Kennzeichen der römischen Elegie? Im Hinblick auf die äussere Form: das Metrum, die Länge, der Einschluss in Zyklen; im Hinblick auf die innere: die Ich-Erzählung, die gelehrt-mythologische Färbung, die moralisch-leidenschaftliche Rhetorik (der Dichter als Sklave, die Geliebte als Verräterin). Verschiedene Elemente sind bei verschiedenen Vorbildern zu suchen. Eine erotische Ich-Erzählung tritt in der fruhgriechischen Elegie auf. Das hat Francis Cairns neuerdings betont. Elegienzyklus, erotische Geschichten, Ich-Erzählung könnten von den Aitien des Kallimachos übernommen sein; das hat Mario Puelma in *Mus. Helv.* 1982 ausführlich dargetan. Aber alle Steine im selben Steinbruch beieinander zu finden ist bisher nicht gelungen.

Das könnte natürlich Zufall sein. Die Lücken unserer Überlieferung sind ungeheuer. Catull hat mindestens eine Elegie des Kallimachos übersetzt (vgl. Cat. 116, 1–6); aber unter den kallimacheischen Fragmenten ist auch nur ein einziges erhalten, das die spielerisch-erotischen Kleingedichte des Catull vorwegzunehmen scheint (fr. 401), und das verdanken wir der metrischen Neugier des Hephaistion. Für den Papyrologen ist alles Zufall. Der Zufall hat uns einen Liller Papyrus geliefert, woraus ein neues Kallimachosgedicht, *Der Sieg der Berenike*, rekonstruiert werden kann. Damit sind wir endlich, nach so vielen Jahrhunderten, imstande, das Proömium zum dritten Buch der *Georgika* zu verstehen. Der Zufall spielt uns einen noch nicht publizierten Wiener Papyrus zu, der die Anfangsverse von 170 unbekannten fruhhellenistischen Epigrammen enthält. Mitten unter diesen waren Gedichte von 40 und von 52 Versen, Epigramme, wie es scheint, aber von elegischer Länge. Die ganze Kategorisierung in Gattungen, die in der Forschung so laut getönt hat, wäre demnach in Frage zu stellen. Sogar eine Gattung selbst kann vom Zufall erledigt oder wiederbelebt werden. Man denke an den Roman des Petron. Längst galt die Theorie eines griechischen Vorbildes nur noch als verwegener Einfall von Willamowitz. Heute bieten uns zwei verschiedene griechische Papyri zerfetzte Schelmengeschichten mit eingefügten Versen. Überall Zufall.

Soweit die Predigt. Aber Tatsache ist es, dass (um mit Stroh zu reden) «noch immer kein Fetzen einer Elegie entdeckt ist, die den Anspruch erheben könnte, Vorbild für die Dichtung des Tibull und Properz gewesen zu sein». So komme ich auf unsere Kleinigkeit zurück. Nehmen wir an, dass dieser Dichterling ein Vorbild nachahmte: Das ist wahrscheinlich. Nehmen wir an, dass dieses Vorbild griechisch, und zwar hellenistisch war: Das ist auch wahrscheinlich. Nehmen wir an, dass in der letzten Zeile der Dichter selber, nicht ein fingierter Erzähler spricht: Das ist möglich, und nichts weiter. Dann sehen wir eine Reihe von mythologischen Exempla, die eine persönliche Aussage einführen, und zwar nicht irgendwelche Exempla, sondern Exempla, die die Selbstdemütigung des mächtigen Liebhabers vor dem schwachen Geliebten veranschaulichen. Sowohl das *servitium Amoris* wie auch die aneinander gereihten Exempla könnten an Properz erinnern. Hat der Zufall uns ein neues Teilchen des Puzzles zugespielt? Kommt, vom ägyptischen Dilettanten widergespiegelt, einer der Lehrmeister des Properz in Sicht? Ich erwarte Ihre Skepsis.